

Lara Tarbuk

Postmigrantische Perspektivierungen sozialer Aufstiegsnarrative

Saša Stanišićs *Herkunft* und *Ein schönes Ausländerkind* von Toxische Pommes

Die folgenden Überlegungen fragen nach dem Verhältnis postmigrantischer Perspektiven und autosoziohistorischer Schreibweisen. Den Gegenstand der Betrachtung bilden zwei autofiktionale Texte, die Erfahrungen von Flucht und Klassenwechseln prominent miteinander verschränken und der affektiven Grundierung dieser Verschränkung nachgehen: der bereits vielfach besprochene und 2019 mit dem Deutschen Buchpreis ausgezeichnete Roman *Herkunft* von Saša Stanišić und das 2024 unter dem Titel *Ein schönes Ausländerkind* erschienene literarische Debüt der österreichischen Schriftstellerin und Kabarettistin Toxische Pommes. Schon ein flüchtiger Blick auf diese beiden Romane lässt eine Reihe motivischer und struktureller Gemeinsamkeiten erkennen: Die zum Zeitpunkt des Erzählens längst erwachsenen Ich-Erzähler:innen dieser autofiktionalen Texte sind zu Beginn der 1990er Jahre, nach Ausbruch des Bürgerkrieges im damaligen Jugoslawien und seinen Nachfolgestaaten, mit ihren Eltern aus ihren Geburtsorten Višegrad und Rijeka geflohen; ihre Kindheit und Jugend haben sie daraufhin in Heidelberg und Wiener Neustadt verbracht und dort Schule und Studium abgeschlossen. Beide Romane nehmen eine dezidiert postmigrantische Perspektive¹ ein und rücken die von Flucht und Migration geprägten Familiengeschichten in den Mittelpunkt ihres Erzählens – ein Schwerpunkt, der sich auch in den jeweiligen Buchtiteln bereits andeutet und die Zugehörigkeit dieser Texte zu einer sich programmatisch ‚postmigrantisch‘ verstehenden Gegenwartsliteratur deutlich markiert.²

Die Standpunkte der Erzähler:innen setzen in den beiden Texten zumindest die partielle Überwindung der geschilderten sprachlichen, kulturellen und sozia-

1 Zum Begriff der ‚postmigrantischen Perspektive‘ vgl. Moritz Schramm, *Jenseits der binären Logik. Postmigrantische Perspektiven für die Literatur- und Kulturwissenschaft*, in: *Postmigrantische Perspektiven. Ordnungssysteme, Repräsentationen, Kritik*, hg. von Naika Foroutan, Julia Karakayalı und Riem Spielhaus, Frankfurt a. M. 2018, 83–96, sowie, darauf aufbauend: Michael Neumann und Marcus Twellmann, *Einleitung: Postmigrantische Perspektiven in der Peripherie*, in: *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der Deutschen Literatur* 48 (2023), H. 2, 379–397.

2 Vgl. dazu jüngst: *Postmigrantische Literatur. Grundlagen, Analysen, Positionen*, hg. von Nazli Hodaie und Michael Hofmann, Berlin 2024.

len Hindernisse und Herausforderungen, darunter auch unterschiedliche Diskriminierungs- und Ausgrenzungserfahrungen, voraus; diese Überwindung stellt, wie auch die Texte selbst wiederholt ins Bewusstsein rufen, eine Bedingung der retrospektiven literarischen Betrachtung, Artikulation und Reflexion dieser Erfahrungen dar. Neben dem Rückblick auf die durch Flucht und Migration geprägte Familiengeschichte ihrer Erzähler:innen sowie deren geteilte Herkunft aus dem ehemaligen Jugoslawien eint diese beiden Texte aber noch eine weitere, für die nachfolgenden Überlegungen zentrale Gemeinsamkeit: Die literarische Darstellung und Reflexion der familiären Flucht- und Migrationserfahrung erfolgt darin dezidiert unter klassenanalytischen Gesichtspunkten – nicht zuletzt unter Bezugnahme auf die sozialistisch geprägte Gesellschaftsordnung des ehemaligen Jugoslawiens und dessen Klassenpolitik, welche die erzählten Familiengeschichten entscheidend geprägt hat und den untersuchten Texten so auch als Kontrastfolie für die dargestellten deutschen und österreichischen Klassengesellschaften dienen kann.

Flucht und Übersiedlung nach Deutschland und Österreich werden bei Saša Stanišić und *Toxische Pommes* prominent als familiäre, in erster Linie elterliche, Erfahrungen des sozialen Abstieges gedeutet, in deren Angesicht und Spiegel die Erzähler:innen ihre eigenen Lebenswege darlegen, bedenken und hinterfragen. Entlang minutiöser Schilderungen des erzwungenen familiären Klassenwechsels üben die Texte, *erstens*, deutliche Kritik an einer restriktiven Migrations- und Einwanderungspolitik, als deren Folge sie die Lebenswege der Eltern nach deren Fluchterfahrung ausweisen. Die Erzähler:innen kontrastieren die sozialen Abstiege der eigenen Eltern und Familienangehörigen aber auch, *zweitens*, mit dem eigenen akademischen und beruflichen Werdegang, der sich in dieser Gegenüberstellung als ein sozialer Aufstieg erweisen muss, und ergründen, *drittens*, die spezifischen, aus dieser generationellen (Klassen-)Konstellation erwachsenden Affekte und Gefühlszustände. Diese lassen sich, wie im Folgenden aufgezeigt und dargelegt werden soll, als postmigrantische Perspektivierungen aufstiegsspezifischer Affekte beschreiben, deren Genese, Ausprägung und Berechtigung in den beiden Romanen von Saša Stanišić und *Toxische Pommes* exponiert und verhandelt wird.

1 „Mutter und Vater schufteten sich traurig“: Abstieg und Aufstieg in Saša Stanišićs *Herkunft*

Saša Stanišić so monolithisch wie eindeutig anmutender Romantitel *Herkunft*³ setzt die unterschiedlichen Facetten und Bedeutungen dieses mehrdeutigen Begriffes programmatisch in eins. Im weiteren Verlauf des Romans wird die im Titel noch im Singular gefasste ‚Herkunft‘ in mehrfacher Hinsicht pluralisiert: Als Leitmotiv entzieht sich die Frage nach Herkunft wiederholt einer vereindeutigenden Antwort und wird deshalb – im Wechselspiel der kulturellen, sprachlichen, ethnischen und sozialen Herkunft der Figuren – stets aufs Neue im Erzählen verhandelt. Dafür folgt der autofiktionale Text den Erlebnissen, Erinnerungen und Betrachtungen des Erzählers und Protagonisten Saša. Neben seinem Namen teilt sich dieser eine Reihe biografischer Schlüsselereignisse mit seinem Autor – darunter die im Alter von 14 Jahren erlebte Flucht aus dem bosnischen Višegrad nach Deutschland, die anschließend in Heidelberg verbrachte Schulzeit und Jugend, den späteren Wohnort Hamburg sowie die Anfänge und Erfolge seiner literarischen Autorschaft. Die Erzählung von Sašas Flucht- und Ankunftserfahrung (im Folgenden meint der Vorname immer die Figur und nicht ihren Autor) geht in *Herkunft* mit einer differenzierten Betrachtung seiner kulturellen, sprachlichen und ethnischen Herkunft einher, deren poetische Ausgestaltung auch in der einschlägigen und schon durchaus umfangreichen Forschungsliteratur zu Stanišićs Roman bereits ausführlich betrachtet und beschrieben worden ist.⁴ Demgegenüber fanden die in diesem Roman mindestens ebenso prominent formulierten Einsichten zur Bedeutung, Wirkmächtigkeit und affektiven Verfasstheit der sozialen Herkunft und Klassenzugehörigkeit – zumal unter den spezifischen Bedin-

3 Saša Stanišić, *Herkunft*, München 2019. Das Zitat in der Überschrift ebd., 184. Im Folgenden zitiere ich unter der Sigle H aus dieser Ausgabe im Fließtext.

4 Vgl. dazu in Auswahl: Yvonne Zimmermann, ‚Woher kommst Du?‘ Antwortversuche in Saša Stanišićs Roman *Herkunft* (2019), in: *Feminist Circulations between East and West. Feministische Zirkulationen zwischen Ost und West*, hg. von Annette Bühler-Dietrich, Berlin 2020, 239–258; Anna Rutka, ‚Herkunft ist Zufall‘. Zu offenen Herkunfts- und Heimatkonzepten in der Literatur der deutschen postmigrantischen Generation, in: *German Life and Letters* 75 (2022), H. 4, 554–573; Christian Struck, ‚Es sind nur Worte‘. Das beiläufige Erzählen von Saša Stanišić zwischen kriegserischem Ernst und entwaffnender Ehrlichkeit in *Herkunft*, in: Saša Stanišić. *Poetologie und Werkpolitik*, hg. von Katja Holweck und Amelie Meister, Berlin und Boston 2023, 93–114; Matthias Hauk, *Postjugoslawische Reisen in der deutschsprachigen Literatur. Studien zu Erzähltexten von Peter Handke, Saša Stanišić, Jagoda Marinić und Marko Dinić*, Berlin und Boston 2025, 97–250.

gungen von Flucht und Migration – bislang ungleich weniger Beachtung und sollen, auch deshalb, im Folgenden im Mittelpunkt stehen.⁵

Seine motivische Rahmung durch eine für die folgenden Überlegungen bereits einschlägige Metaphorik von Aufstieg und Abstieg zeigt Stanišićs Roman gleich zu Beginn geradezu unmissverständlich an, wenn er – auch typografisch abgesetzt – die abschließende *Choose-Your-Own-Adventure*-Episode wie folgt ankündigt:

Du befindest dich in der merkwürdigen, düsteren Höhle der Zeit. Ein Gang biegt nach unten ab, der andere führt aufwärts. Dir will scheinen, als könnte dich der absteigende Gang in die Vergangenheit bringen und der aufsteigende in die Zukunft. Für welchen Weg entscheidest du dich? (H, 38)

Der aufsteigende und der absteigende Gang werden hier zunächst als räumlich konfigurierte zeitliche Gegensätze begriffen; in der Folge wird diese raumzeitliche Anordnung aber auch in ihrer sozialen Semantik realisiert. Der Blick in die Vergangenheit legt auch den sozialen Abstieg der Familie offen, der in die Zukunft kündigt vom Aufstieg des Erzählers. Die im partizipativen Erzählverfahren⁶ an dieser Stelle zunächst suggerierte Entscheidungsfreiheit zwischen Auf- und Abstieg rechnet der Text – in Zurückweisung eines neoliberalen Aufstiegsversprechens – schon durch die Überschreibung der hier angekündigten Schlussepisode als *Der Drachenhort* eindeutig dem Bereich des Fantastischen zu,⁷ dem hier unverkennbar auch eine politische Bedeutung innewohnt. In Stanišićs jüngst erschienenem Roman *Möchte die Witwe angesprochen werden, platziert sie auf dem Grab die Gießkanne mit dem Ausguss nach vorne* kehrt ein solcher Einsatz fantastischer Motive und Erzählverfahren prominent wieder: Der Roman beginnt mit dem Plan des jungen Fatih, einen Anproberaum für zukünftige Lebensverläufe zu erfinden, in dem jeweils zehnminütige Ausschnitte der eigenen Zukunft

5 Eine Ausnahme stellt der wichtige Artikel von Eva Blome zu autosozio biografischen Gegenwartstexten dar, welcher Stanišićs Roman in diesem Zusammenhang prominent aufführt und, exemplarisch, im Hinblick auf die Bedeutung von Fotografien hin untersucht. Eine genauere Betrachtung der porträtierten sozialen Aufstiege und Abstiege im Roman legt der als Überblick angelegte Artikel dabei noch nicht vor. Vgl. Eva Blome, Rückkehr zur Herkunft. Autosozio biografien erzählen von der Klassengesellschaft, in: Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 94 (2020), H. 3, 541–571.

6 Zum *Choose-Your-Own-Adventure*-Verfahren vgl. auch Hauk, Postjugoslawische Reisen in der deutschsprachigen Literatur, 235–250.

7 Zum Fantastischen im Werk von Saša Stanišić vgl. auch Niels Penke, Im Drachenhort. Schreibverfahren der Fantasy bei Saša Stanišić, in: Saša Stanišić. Poetologie und Werkpolitik, hg. von Katja Holweck und Amelie Meister, Berlin und Boston 2023, 33–46.

eingesehen und anprobiert werden können. „Auf solche wie uns warten doch statistisch eher beschissene Leben als unbeschissene, oder?“ lauten Antwort und Prognose seiner Zuhörer („Wir vier zum Beispiel. Ausländer in Deutschland“, beschreiben diese sich selbst).⁸ Ihren Einwand kann Fatih aber insofern entkräften, als sein Anproberaum auch das Einloggen und damit die sichere Verwirklichung jener unwahrscheinlicheren, ‚guten‘ Zukünfte ermöglichen soll. Stanišićs Roman holt dieses Versprechen in einem weiteren fantastisch anmutenden Schlusskapitel ein und lässt seine Figuren nacheinander besagten Anproberaum betreten – dem Erfinder Fatih führt der Blick in die eigene Zukunft seinen sozialen Aufstieg vor Augen. In *Herkunft* deutet sich eine solche Lesart des fantastischen Einschubes an der oben zitierten Stelle nur an: Der Erzähler sitzt zu diesem Zeitpunkt für seine literarischen Recherchen in einer Forschungsbibliothek und vergegenwärtigt sich, der Aufforderung dieses Rollenspieles folgend, Episoden und Stationen aus der Vergangenheit seiner Eltern.

Im Lebensweg der aus einem nichtakademischem Umfeld stammenden Mutter Nana macht der Roman seine zentrale Vorstellung sozialer Mobilität unmittelbar augenfällig: Als Tochter eines Eisenbahners reist Nana mit jenen Zügen, die ihr Vater an den Gleisen als Bremser begrüßt und verabschiedet, regelmäßig von Višegrad nach Sarajevo, um an der dortigen Universität „Politikwissenschaften mit Schwerpunkt *Marxismus*“ zu studieren (H, 118). Sie kehrt „mit knapp den besten Abschlussnoten ihres Jahrgangs“ in ihre Heimatstadt zurück und wird Dozentin für Marxismus am örtlichen Gymnasium (H, 119). „Sie hatte die Hindernisse sozialer Herkunft überwunden,“ fasst das Kapitel diese Aufstiegsgeschichte der „selbstbewussten jugoslawischen Sechziger“ entsprechend zusammen (H, 120; 118) – eine Geschichte, die das ihr gewidmete Kapitel fortwährend durch eingestreute Marx-Zitate kommentiert und beglaubigt. Auch der Erzähler Saša gibt sich in dieser Zitation (mitsamt Quellennachweisen) unmissverständlich als „Sohn [...] einer Politologin mit Schwerpunkt *Marxismus*“ zu erkennen (H, 301). Mit der Flucht nach Deutschland findet Nanas sozialer Aufstieg allerdings ein jähes Ende: „Mutter, die Politologin, landete in einer Großwäscherei. Fünfeinhalb Jahre fasste sie in heiße Handtücher.“ (H, 67) Die Strapazen und Demütigungen dieser Arbeit spart der Roman nicht aus: „Mutter starb tausend heiße Tode in der Wäscherei. Als nicht-deutsche Frau, vom Balkan gar, stand sie auf der untersten Stufe der Beschäftigungsstrittleiter, und das ließ man sie auch spüren“ (H, 154). Ihrer sozialen Lage in Deutschland weiß auch Saša, zu diesem Zeitpunkt noch Teenager, nurmehr mit bitterer Ironie beizukommen: „Ich radebrechte von Mutter, die sich

8 Saša Stanišić, Möchte die Witwe angesprochen werden, platziert sie auf dem Grab die Gießkanne mit dem Ausguss nach vorne, München 2024, 9.

in der Wäscherei abschuftete. Ich sagte, sie sei als Marxistin eigentlich so was wie eine Expertin für Ausbeutung, und jetzt werde sie ausgebeutet“ (H, 176). Auch die Geschichte ihres Bruders, Sašas Onkel, folgt dem gleichen Muster: Nachdem sich dieser durch eine Schauspieleinlage vor serbischen Freischärlern rettet und nach Österreich flieht, steht er vor der Frage, „was er als vierunddreißigjähriger Schauspieler im fremden Land und ohne Landessprache spielen könnte“, und verdient seinen Lebensunterhalt fortan als Clown auf Kindergeburtstagen und Firmenfesten – „eine Rolle, die Sprache nicht braucht“ (H, 71).

Sašas Vater, „achtunddreißigjähriger Betriebswirt mit Schwerpunkt Logistik“ (H, 139), nimmt, um ebendiese sprachliche Barriere zu überwinden, indessen seinen Sohn als Übersetzer zu Bewerbungsgesprächen mit – etwa als er sich bei einer Spedition vorstellen will. Nachdem diese und andere Bewerbungen erfolglos bleiben, erhält er eine Anstellung in Schwarzheide, wo die BASF zu dieser Zeit neue Produktionsanlagen baut, und pendelt daraufhin aus Heidelberg wöchentlich in die Lausitz. „Vater, den Betriebswirt, verschlug es auf den Bau“ (H, 67), kommentiert der Erzähler auch hier unter Bezugnahme auf Ausbildung und Qualifikation seines Vaters. In der Folge drängen sich erneut vor allem die Zumutungen und Herausforderungen dieser Arbeit in den Vordergrund: „1994 verbrachte Vater einen ganzen Monat in einer Rehaklinik, Rücken kaputt. Ging am ersten Tag nach der Entlassung wieder auf den Bau, um genau dort weiterzumachen, wo der Rücken nicht mehr hatte mitmachen wollen. Er spürt bis heute die Folgen“ (H, 184). „Mutter und Vater schufteten sich traurig“, bilanziert der Erzähler schließlich schonungslos die Jahre seiner Eltern in Deutschland und fährt fort: „War das diskriminierend? Meine Eltern könnten es nicht sagen. War es erbärmlich? Auf jeden Fall“ (H, 184). Dort, wo den Eltern die Einordnung ihrer Situation verwehrt geblieben ist, bietet der Roman eine eindeutige Antwort: „Kommst du vom Balkan, bist geflüchtet und sprichst die Landessprache nicht, sind das deine eigentlichen Qualifikationen und Referenzen“ (H, 67), klärt der Erzähler über die diskriminierenden Strukturen des Arbeitsmarktes auf.

Dass sich die detaillierten Schilderungen der elterlichen Verdienstmöglichkeiten und Arbeitsbedingungen, die stets von Hinweisen auf ihre einstigen Berufe und Qualifikationen flankiert werden, hier tatsächlich zu einem Bild des familiären Klassenabstieges verdichten sollen, kristallisiert sich mit am deutlichsten dort, wo der Erzähler sich auf sein Verhältnis zu Gästen und Einladungen besinnt. Ausgangspunkt seiner Erinnerung ist ein dezidiert klassenbezogenes Gefühl der Scham – für „die alten Möbel“, fehlende Videospiele, die „unterschiedlich gemusterten Teller“, dafür, dass in seiner Familie selten gemeinsam gegessen werde, und wenn, dann mit „Messern, deren Klingen sich bogen“ (H, 183). Diese soziale Scham hindert Saša lange daran, zu Hause Besuch zu empfangen. „Ich hasste das

Gefühl, konnte aber nicht anders“ (H, 184), hält er über dessen einstige Wirkmächtigkeit fest. Zur gleichen Zeit ist er selbst oft bei seinem Schulfreund Rahim und dessen Eltern zu Gast, Rahims Vater ist Professor für Semitistik. Gelegentlich bleibt Saša zum Abendessen: „Allein, wie die Speisen angerichtet waren! Die Soße auf dem Teller ein filigranes Ornament!“, „Wolke[n] aus Safran“, das Fleisch „extrem weich und vom Rind aus der Pfalz“, „Überkreuzte Beine, Gläser mit Wein und Eistee“ und „die wohlige Ordnung des Bücherregals nach Themen“ (H, 180; 189; 188; 180). Die Abendessen bei Rahims Eltern hinterlassen beim Erzähler einen starken Eindruck. Carlos Spoerhase hat die gegenwärtige Konjunktur solcher literarischen Besteckszenen und Dinersituationen jüngst einer genauen Lektüre unterzogen und dabei auch die Grenzen ihrer soziologischen und politischen Aussagekraft kritisch beleuchtet: Erreicht würden diese insbesondere dort, wo die Fokussierung der Gegenwartsliteratur auf das Formalisierte und Regelhafte des Tischumgangs die Sicht auf „die schwer zu durchschauende Struktur einer stratifizierten Gesellschaft“ versperre und deren Mitglieder, stattdessen, nurmehr „mit Imaginationen vom korrekten Umgang mit gekochten Kartoffeln“ abspeise.⁹ Auch Stanišićs Roman beschreibt, wie das Besteck bei Rahim zu Hause geordnet auf den Tellern abgelegt und zwischen den Gängen die Lippen getupft werden, zeichnet darin aber, anders als die von Spoerhase besprochenen Szenen, gerade keine soziale Prüfungssituation nach. In den Fokus rückt ausdrücklich etwas anderes: „Die Eheleute erzählten am Ende des Tages ausführlich von Anfang und Mitte des Tages und hörten einander zu“ (H, 187). Das Kapitel über diese Einladungen ist mit „Einander ausreden lassen“ überschrieben (H, 180). Die Klassendifferenz macht der Erzähler hier, wie sich zeigt, weniger an den Tischkonventionen als an der Möglichkeit und Pflege des Tischgespräches fest – auch in Abgrenzung zu seiner eigenen Familie, die zu dieser Zeit nur noch selten gemeinsam essen kann. In *Möchte die Witwe angesprochen werden*, platziert sie auf dem Grab die Gießkanne mit dem Ausguss nach vorne findet sich ein für diese Klassendifferenz so einschlägiger wie denkwürdiger Satz. Er stammt von Dilan, der Mutter des bereits eingangs erwähnten jungen Erfinders Fatih: „Sie selbst hätte auch einiges zu sagen“, hält sie über die Gespräche in einem bürgerlichen Haushalt, in dem sie arbeitet, fest, „aber bist du Reinigungskraft bei vierzehn Familien und zwei Firmen, hast du am Ende des Tages keine Äußerungskraft mehr.“¹⁰ Der Erzähler in *Herkunft*

⁹ Carlos Spoerhase, Literarische Besteckszenen. Über den sozialen Aufstieg mit Messer und Gabel, in: Merkur 78 (2024), H. 897, 66–74.

¹⁰ Stanišić, *Möchte die Witwe angesprochen werden*, platziert sie auf dem Grab die Gießkanne mit dem Ausguss nach vorne, 33.

nimmt seine Erfahrungen als Gast von Rahims Eltern schließlich zum Anlass, selbst eine Einladung auszusprechen:

Die Eltern von Rahim waren gute Gastgeber, und ich machte mir eine Million Gedanken, ob es gutgehen könnte, sie als Gäste bei uns zu haben. Wie sich meine Eltern und Großeltern fühlen würden und wie ich. Ich wollte, dass uns als Familie etwas gelingt, wenn auch nur etwas so Einfaches wie ein Abendessen mit neuen Bekannten. (H, 188)

Der Wunsch des Erzählers, selbst Gastgeber zu sein, knüpft unmittelbar an seine Erfahrung des familiären Klassenabstieges an, da er sich bei dieser Gelegenheit sogleich daran erinnert fühlt, wie seine Mutter früher selbst gerne Gäste eingeladen und bewirtet hat und Besuch in ihrem Haus in Višegrad stets ein- und ausgegangen ist. Im ‚Gelingen‘ des geplanten Abendessens, das Saša sich in der Folge noch detailreich ausmalt, imaginiert das kindliche erlebende Ich den erfolgreichen Widerruf des bereits vollzogenen Klassenabstieges seiner Familie, der sich an dieser Stelle auch unmissverständlich als solcher zu erkennen gibt. Die Einladung an Rahims Eltern ergeht schlussendlich, sie wird freundlich angenommen, aber ihre Verwirklichung bleibt aus.

Den Klassenabstieg seiner Eltern kontrastiert der Erzähler wiederholt mit seinem eigenen akademischen und beruflichen Werdegang, der in dieser Kontrastierung als ein sozialer Aufstieg erscheinen muss: „Anders als mich die Schule führte die Arbeit meine Eltern an die Ränder des sozialen und des körperlich ertragbaren Lebens“ (H, 154), hält er schon über seine Schulzeit vergleichend fest. Als den Eltern dann 1998 eine Abschiebung nach Bosnien droht und sie in die USA auswandern, darf er –aufgrund eines geplanten und aufgenommenen Studiums – in Deutschland bleiben; der Vertrag für seinen ersten Roman sichert ihm dann auch nach seinem Studium eine Aufenthaltserlaubnis: „Mit meinem Geflüchtetenstatus verschwanden die praktischen Hürden. [...] Der existenzielle Druck, dem meine Eltern ausgesetzt waren, blieb mir erspart“ (H, 185). Zwischen seiner eigenen Arbeit und der seiner Familie stellt er wiederholt eine direkte Verbindung her: „Dass ich heute noch mit Sprache arbeiten, dass ich literarisch schreiben kann, ist ein Privileg“, lautet der erste Satz jenes Kapitels, das von der einstigen Scham über die „höchstens mittelmäßigen Sprachkenntnisse“ (H, 139) seiner Eltern und den Vorstellungsgesprächen des Vaters handelt, zu denen Saša ihn als Übersetzer begleitet. Die Arbeit des Vaters (oder in diesem Fall die Suche danach) bahnt in charakteristischer Weise den Weg für die zukünftige Arbeit des Sohnes: Den bei dieser Gelegenheit von einer Personalerin erlernten Ausdruck der ‚gebundenen Hände‘ und ihrer Metaphorik trägt das davon in einem literarischen Text erzählende Kapitel, als Produkt dieser Arbeit, in seinem Titel. Auch die berufliche Laufbahn des Onkels, der als Schauspieler, wie schon erwähnt, nach seiner

Flucht nur noch Rollen ohne Sprache spielen kann, findet in der Arbeit seines Neffen deutlichen Widerhall – der Erzähler selbst zieht diesen Vergleich, wenn er daran erinnert, dass es „für freiberufliche Künstler, allen voran Schriftsteller und Clowns“ (H, 218), mitunter schwer werden könne, beim Amt die Sicherung ihres Lebensunterhaltes bürokratisch einwandfrei darzulegen.

In dieser Gegenüberstellung von Arbeiten ‚mit‘ und ‚ohne‘ Sprache¹¹ kontrastiert der Roman den sozialen Aufstieg des Erzählers mit dem sozialen Abstieg seiner Familie, der wiederholt als Folge restriktiver Migrations- und unzureichender Integrationspolitik ausgewiesen wird. Das für den Aufbau des Textes konstitutive Nebeneinander von familiärem Abstieg und individuellem Aufstieg lässt schließlich auch ein Verhältnis zwischen dem Erzähler und seiner Familie erkennen, das insbesondere für das Verständnis der affektiven Grundierung von Klassenwechseln aufschlussreich scheint. Grundlegend für dieses Verhältnis ist die Einsicht des Erzählers, dass er die (soziale) Lage seiner Eltern in Deutschland früher nicht genau gekannt hat: „Ich wusste tatsächlich wenig über Vaters Zeit in der Lausitz. Von sich aus hatte er kaum darüber gesprochen, und ich war damals pubertierender Weltmeister im Meiden-von-Unterhaltungen-mit-Eltern gewesen“ (H, 143–144). Und an späterer Stelle:

Ich kann nicht sagen, ob es gut gewesen ist, nicht zu wissen, was die beiden damals umtrieb und quälte. Oder, anders gesagt, ob es gut gewesen ist, davon auszugehen, dass es um sie besser stand, als es wirklich der Fall war. Um ihre Ängste und unsere Finanzen und grundsätzlich das Glück in diesem deutschen Leben. Einiges wusste ich, wollte es aber nicht wahrhaben. Ich war außer Haus, wann immer ich konnte. Und selten für sie da.

Ich wollte Freiräume, und meine Eltern ließen sie mir. Durch Zuspruch, Zuneigung und ein kleines Taschengeld erhöhten sie meine Chancen, ein einigermaßen normaler Teenager zu sein, allen Hürden des Migrantischen zum Trotz. (H, 185)

Die für dieses Alter charakteristische Abkehr von den Eltern wird auch hier ausdrücklich als Normalität bekräftigt; mehr noch erkennt der Erzähler in ihrer Ermöglichung eine eigens zu würdigende Leistung seiner Eltern an. Wenn er dabei jedoch gleichzeitig einräumt, damals viel außer Haus und nur selten für sie da gewesen zu sein, zeichnet sich in seinen Worten auch ein – an die bereits dargelegte Gegenüberstellung ihrer Lebenswege rückzubindendes – Gefühl der Schuld ab, dessen Berechtigung er an dieser Stelle zur Disposition stellt.¹² „Ich bin ein egoistisches Fragment. Ich habe mich mehr um mich selbst gekümmert als um

¹¹ Vgl. hierzu auch den Beitrag von Kevin Drews in diesem Band.

¹² Zu Stanišićs Reflexion von Schuld und Scham vgl. auch: Joscha Klueppel, Emotionale Landschaften der Migration. Von unsichtbaren Grenzen, Nicht-Ankommen und dem Tod in Stanišićs *Herkunft* und Varatharajahs *Vor der Zunahme der Zeichen*, in: *Transit* 12 (2020), H. 2, 1–22.

Familie und ihren Zusammenhalt“ (H, 217), merkt er an späterer Stelle an. Der erhobene Selbstvorwurf wird hier lediglich durch den Begriff des Fragmentes relativiert, der im fehlenden Zusammenhalt der Familie auch eine Folge von Flucht, Migration und Abschiebung erkennt: „Die Welt ist voller Jugoslawen-Fragmente wie sie oder ich es sind“ (H, 217), heißt es unmittelbar zuvor über den Erzähler und seine Eltern.

Die einst fehlende Kenntnisnahme des sozialen Abstieges seiner Eltern und ihrer Situation in Deutschland – jenes Meiden und Nichtwahrhabenwollen – holt der Erzähler nachträglich ein, und zwar mit den Mitteln seines Aufstieges. Er macht die einstige Lage seiner Eltern und die daraus erwachsene familiäre Entzweiung zum Gegenstand seiner literarischen Arbeit und erzählt, wie es seinem Vater auf dem Bau und seiner Mutter in der Großwäscherei ging. Er weiß dabei aber auch um die Grenzen seines Vorgehens: „Literatur ist ein schwacher Kitt. Das merke ich auch bei diesem Text“ (H, 217), lautet sein Urteil¹³ – über seine Arbeit, aber vor allem: über jene Entzweiung, gegen die er damit anzuschreiben sucht.

2 „Akademiker putzen besser“: Zumutungen harter Arbeit in *Ein schönes Ausländerkind* von Toxische Pommes

Toxische Pommes,¹⁴ die mit bürgerlichem Namen Irina heißt, wurde unter diesem Pseudonym während der Coronapandemie auf der Plattform TikTok bekannt; viele ihrer satirischen Kurzvideos drehen sich um die Themen Migration, Integration und Fremdenfeindlichkeit in Deutschland und Österreich. Es folgten Auftritte als Kabarettistin mit dem Programm *Ketchup, Mayo & Ajvar – Die sieben Sünden des Ausländers*. 2024 ist mit *Ein schönes Ausländerkind* ihr erster Roman erschienen. Dessen Erzählerin und Protagonistin bleibt im Text durchweg namenlos und wird auch im beigegefügtten Familienstammbaum nur als ‚Ich‘ aufgeführt, ihre Eltern als ‚Mutter‘ und ‚Vater‘. Wie die Autorin ist auch die Erzählerin zu Beginn der 1990er Jahre, kurz nach ihrem zweiten Geburtstag, mit ihren Eltern vor dem Bürgerkrieg im ehemaligen Jugoslawien nach Österreich geflohen. In Wiener Neu-

¹³ „Der Kitt der multiethnischen Idee hielt dem zersetzenden Potenzial der Nationalismen nicht länger stand“ (H, 98), heißt es im Roman zuvor über den Kitt, bezeichnenderweise in Bezug auf den jugoslawischen Staatszerfall und Bürgerkrieg.

¹⁴ Toxische Pommes, *Ein schönes Ausländerkind*, Wien 2024. Das Zitat in der Überschrift ebd., 103. Im Folgenden zitiere ich unter der Sigle A aus dieser Ausgabe im Fließtext.

stadt aufgewachsen, studierte sie später Rechtswissenschaften in Wien und schloss ihr Studium schließlich mit einer Promotion ab.¹⁵ Die Romanhandlung beginnt am Arbeitsplatz der Erzählerin, einer Behörde im ersten Wiener Gemeindebezirk, und entfaltet rückblickend die Geschichte ihrer Familie – von der Flucht aus Rijeka bis zur Erlangung der österreichischen Staatsbürgerschaft. Der Klappentext des Buches enthält eine Empfehlung von Saša Stanišić: „Toxische Pommes ist lustig im Internet – und als Autorin. Doch diese Geschichten, funkelnde Steine eines Balkan-Mosaiks, sind auch Pointen der Rührung, des absurden, der politischen Erzählung. Und als Gesamtbild ein großes Glück“,¹⁶ hält er über den Roman und dessen Autorin fest. „Dass der Literaturbetrieb Influencer verpflichtet, passiert immer öfter, kommt aber selten gut. Bei Toxische Pommes schon“,¹⁷ kommentiert auch Nadine A. Brügger im Feuilleton der *NZZ* die Doppelrolle der Schreibenden als Internetpersönlichkeit und Autorin. Die Erzählerin des Romans ist zum Zeitpunkt der Handlung weder das eine noch das andere, sondern Angestellte in einer Behörde. Die schon auf den ersten Seiten formulierte Einsicht „Ich musste etwas an meinem Leben ändern“ (A, 9) sowie die darauffolgende Kündigung deuten diesbezüglich jedoch auf eine Veränderung hin – der Roman wendet sich nach dem Prolog allerdings ganz der Vergangenheit der Protagonistin und ihrer Familie zu, ihre (berufliche) Zukunft bleibt demonstrativ offen.

Einige Tage nach den ersten Bombenalarmen in Rijeka hatten die Eltern der Erzählerin bereits den Entschluss gefasst, das Land zu verlassen. „Meine Eltern waren zwar vor dem Krieg geflohen, jedoch nicht als Asylbewerber, sondern als Gastarbeiter“, hält die Erzählerin über die Umstände ihrer Flucht fest, welche sie selbst als „Luxus“ beschreibt, „der nur den allerwenigsten Menschen auf der Flucht zugutekam“ (A, 27). Die Reflexion der Flucht- und Einwanderungserfahrung unter dezidiert klassenanalytischen Gesichtspunkten setzt hier bereits ein und wird im Verlauf des Romans weiter entfaltet. Die Erzählerin und ihre Eltern finden Unterkunft bei der Familie Hell in Wiener Neustadt – im Gegenzug für Haushaltshilfe und Kinderbetreuung. Die Mutter der Erzählerin arbeitet fortan an sechs und manchmal auch an sieben Tagen pro Woche bei den Hells. Verabredet ist eine Arbeitszeit von halb sieben Uhr morgens bis drei Uhr nachmittags, die jedoch selten eingehalten wird. Die ausführliche und in Teilen drastische Be-

¹⁵ Im Gespräch mit Susanne Romanowski für die *FAZ* bezeichnet die Autorin ihren Roman selbst als ‚autofiktional‘. Vgl. dazu Susanne Romanowski, Wie man (nicht) dazugehört, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 17.03.2024, 36.

¹⁶ Blurb von Saša Stanišić auf dem Buchumschlag der Erstausgabe.

¹⁷ Nadine A. Brügger, Sie nennt sich ‚Toxische Pommes‘, schießt schnell und denkt lange nach, in: Neue Zürcher Zeitung, 25.07.2024, 30.

schreibung der täglich anstehenden Putz-, Koch-, Bügel- und Betreuungstätigkeiten umfasst im Roman mehrere Seiten. Neben „der wöchentlichen Generalreinigung“ (A, 33) des mehrstöckigen Hauses zählt der „akribische[] Putzplan“ (A, 34) auch die alphabetische Sortierung alter Diskettensammlungen, das Herausnehmen und Reinigen einzelner Computertasten oder das Stopfen von Strümpfen zum Aufgabenspektrum. Ob die Böden gut gereinigt wurden, überprüft Renate Hell am Ende des Tages anhand der weißen Socken ihres Sohnes. Kurzum: Die Mutter der Erzählerin wird über mehrere Jahre zur Haussklavin einer gebieterrischen Herrin, der Vater übernimmt die anstehenden Garten- und Reparaturarbeiten. „Sie hatten ihren Frieden damit geschlossen, während der kommenden Jahre kein festes Zuhause zu haben, und sich damit abgefunden, einstweilen wieder zur Arbeiterschicht zurückzukehren“ (A, 63), kommentiert die Erzählerin die Lage ihrer Eltern unter direkter Bezugnahme auf den damit einhergehenden Klassenwechsel – in Rijeka haben beide noch in akademischen Berufen gearbeitet. Die Beschreibung ihrer sozialen Lage wird auch hier, wie schon bei Stanišić, mit einer Tischszene besiegelt: Nachdem die Mutter samstags einen Berg aus zwanzig bis dreißig Schnitzeln paniert hat, laden die Hells die Familie manchmal zum Essen ein. „Als Kind war ich immer fasziniert von diesen gemeinsamen Mittagessen. In meiner Familie saßen wir nie alle gleichzeitig an einem Tisch zusammen“ (A, 35), schließt sie ihre Schilderung vergleichend ab. Was die Erzählerin hier allerdings noch zu bedauern scheint, macht sie sich im weiteren Verlauf des Romans zu eigen und spricht von einer familiären „Tradition, alle getrennt und zu unterschiedlichen Tages- und Nachtzeiten zu essen“ (A, 107).

In der Folge kontrastiert der Roman eine Reihe weiterer sozialer Aufstiege und Abstiege miteinander. Dem Abstieg der Mutter nach ihrer Flucht geht ihr Aufstieg zu Jugendzeiten voraus. Sie ist als eines von fünf Kindern im montenegrinischen Nikšić aufgewachsen, ihr Vater war Arbeiter im Stahlwerk, ihre Mutter dort Putzkraft. Mit achteinhalb Jahren hat sie als älteste Tochter bereits Verantwortung für den Haushalt übernommen. Nachdem ihr jüngerer Bruder an Leukämie gestorben war, hat sie den Entschluss gefasst, Pharmazie zu studieren, und ist dafür nach ihrem Schulabschluss nach Kroatien gezogen. Auch während ihrer Zeit bei Renate Hell lernt sie beflissen weiter – vor ihren langen Arbeitstagen paukt sie in den frühen Morgenstunden noch Vokabeln. Kurz bevor die Tochter aufs Gymnasium kommt, erhält sie einen Job als Teilzeitkraft in einer Apotheke. Einige Jahre, viele Gängelungen und zahlreiche bürokratische Hürden später legt sie erfolgreich ihre Nostrifikationsprüfungen ab: „Sie war nun offiziell doppelt studierte Pharmazeutin“ (A, 181), hält die Erzählerin fest; nur wenige Monate später bekommt die Mutter schließlich einen gut bezahlten Job in einem Pharmaunternehmen.

Der Vater, der in Jugoslawien Schiffbauingenieurwesen studiert hat,¹⁸ bemüht sich zunächst um eine Anstellung: „Die Quote für dieses Jahr sei bereits ausgeschöpft und deshalb könne er keine Arbeitserlaubnis erhalten; er solle es aber gerne nächsten Jahr wieder versuchen“ (A, 38), bekommt er jedoch, Jahr für Jahr, von der zuständigen Behörde zu hören. „Für meinen Vater hieß das übersetzt: Da angeblich zu viele Ausländer da waren, die den Österreichern ihre Jobs wegnahmen, blieb ihm nichts anderes übrig, als der faule Ausländer zu werden, der nicht arbeiten wollte“ (A, 38), kommentiert die Erzählerin. Der Vater bleibt schließlich zu Hause und kümmert sich um den Haushalt und die Betreuung des Kindes, während seine Frau zur „Ankerfremden“ wird, „also zu dem einzigen Familienmitglied mit einer gültigen Aufenthaltsgenehmigung“ (A, 39). Als Kindermädchen der Familie Hell erhält sie sofort jene Arbeitserlaubnis, die dem Vater als Ingenieur zuvor verwehrt worden ist – an der restriktiven Einwanderungspolitik übt der Text an dieser Stelle deutliche Kritik. Je weniger Betreuung die Tochter mit der Zeit benötigt, desto mehr vereinsamt der Vater. Bringt sie aus der Schule Besuch in die kleine Wohnung mit, versteckt er sich in der Küche und verweigert jedes Gespräch. Zu groß ist die Scham für seine fehlenden Sprachkenntnisse: „Es war, als hätte ihm jemand die Kleider vom Leib gerissen und als müsste er auf einmal nackt durch die Welt gehen“ (A, 54), beschreibt die Erzählerin den Gang ihres Vaters in der Öffentlichkeit. Auch auf die Konferenzreisen seiner Frau möchte er, viele Jahre später, nicht mitkommen, mit der Begründung, „alle würden mit dem Finger auf ihn zeigen und ihn auslachen, weil er so schlecht Deutsch spricht“ (A, 189).

Über ein Jahrzehnt ist die Bleibeperspektive der Familie ungewiss, was sich auch auf die Erzählerin auswirkt. In der Schule ist sie äußerst fleißig, strebt nach Perfektion und gibt sich nur mit Bestnoten zufrieden: „Wenn mir das gelang und ich alles richtig machte, bekam ich nicht nur einen Glitzersticker, sondern, wer weiß, vielleicht auch eines Tages die österreichische Staatsbürgerschaft“ (A, 84), erklärt sie ihren schulischen Ehrgeiz. „Und noch dazu bist du Ausländer, das heißt, du wirst doppelt so viel machen müssen, damit sie dich eines Tages vielleicht akzeptieren“ (A, 80), hat auch der Vater sie entsprechend vorgewarnt. In den überzogenen Leistungsansprüchen der Tochter zeigt Toxische Pommes die Härten des sozialen Aufstieges und des familiären Weges zur Einbürgerung und

18 Auch der aus dem serbischen Požega stammende Vater „war der Erste und Einzige in seiner Familie gewesen, der ein Studium begonnen und abgeschlossen hatte“ (A, 187).

Anerkennung auf.¹⁹ Die Schattenseiten und die Gnadenlosigkeit des zugrunde liegenden Aufstiegsversprechens, dem sich die Tochter vorbehaltlos hingibt, stellt der Roman in einer Schwimmwettbewerbsepisode eindrücklich vor Augen. Einmal im Jahr richtet ihr Sportverein einen Wettbewerb aus, in welchem Eltern und Kinder als Staffel antreten. Der sonst so sportliche Vater, der seine Tochter einst auch ans Schwimmen herangeführt hat, verweigert Jahr um Jahr seine Teilnahme,²⁰ willigt dann aber, wider Erwarten, ein. Auch diesen „emotionalen und (meist ungewollt) komödiantischen“ Wettbewerb will die Tochter unbedingt gewinnen (A, 172). Dem ohnehin sichtlich nervösen Vater gelangt jedoch Wasser in die Schwimmbrille, sein Tempo lässt nach und die beiden belegen nur den vierten Platz. Auf seine Entschuldigungen hin kann sich die Erzählerin vor Wut nicht mehr halten. „Du bist zu nichts zu gebrauchen“ und „Ich schäme mich für dich“ wirft sie ihm vor und kommentiert abschließend: „Ich konnte die Verachtung in meiner eigenen Stimme hören“ (A, 177).

Spätestens mit dieser in Teilen drastischen Schilderung der Wettkampfsituation treten die Bürden und Zumutungen der an die Tochter gerichteten Leistungsansprüche deutlich zutage; in der Gegenüberstellung der erfolgreichen Integration von Mutter und Tochter und der zunehmenden Isolation des Vaters stellt der Text die an die Familie herangetragenen Anforderungen kritisch zur Diskussion. Im Prolog ist die gewonnene Distanz der Erzählerin zu diesen Ansprüchen bereits spürbar: „Ich hatte den Ausländer in mir erfolgreich wegintegriert. [...] Ich hatte immer nur gelernt oder gearbeitet, war nie krank gewesen, hatte ein Semester unter Mindestzeit studiert, einen Dokortitel und Schlafprobleme, seit ich fünfzehn war“ (A, 13), beschreibt sie ihren Werdegang. „Ich hatte alles erreicht, wofür meine Eltern und ich ein Leben lang hart gearbeitet hatten. Ich war perfekt“ (A, 14), hält sie kurz vor ihrer Kündigung fest. Auch die folgende Retrospektion zeugt stellenweise bereits von ihrer späteren Haltung – etwa, wenn die Erzählerin Renate Hells Versicherungen wiedergibt, dass sie und ihre Familie unter den Ausländern „zu den Guten“ gehörten“ (A, 82), oder wenn sie ihren Wechsel aufs Gymnasium mit dem Titel „Vom Ausländer- zum Akademikerkind“ (A, 103) überschreibt. „Nicht nur Renate, auch unsere Nachbarn und die Familien meiner

¹⁹ In *Wir Strebermigranten* legt Emilia Smechowski entlang der Migrations- und Aufstiegs-geschichte ihrer 1989 aus Polen geflohenen Familie einen ganz ähnlich motivierten Leistungsanspruch offen. Vgl. Emilia Smechowski, *Wir Strebermigranten*, München 2017.

²⁰ Grund seiner Weigerung sind auch hier seine „gebrochenen Sprachkenntnisse“: „Was mache er dort, er würde mich doch nur vor meinen Freunden und meiner Trainerin blamieren, er habe in meiner Welt nichts verloren, alle würden mit dem Finger auf ihn zeigen und ihn auslachen, dass er so schlecht Deutsch spricht“, gibt die Erzählerin die Antwort des Vaters auf ihre Überredungsversuche wieder (A, 173).

Freunde betonten regelmäßig, wir seien nicht wie die anderen. Und nicht zu vergessen: Meine Eltern hatten studiert – zwar nur im ehemaligen Jugoslawien, aber immerhin“ (A, 68), heißt es noch mal. Das auch in Stanišićs Roman festgestellte Beharren auf der akademischen Ausbildung der Eltern wird von Toxische Pomes unter Bezugnahme auf fremdenfeindliche Abgrenzungen und Unterscheidungen problematisiert und zurückgewiesen.

Die sozialen Aufstiege und Abstiege der Figuren werden im Roman vor allem entlang ihrer Möglichkeiten zur gesellschaftlichen Teilhabe verhandelt. Dass sich darin stets auch jeweilige Klassengrenzen abzeichnen, wird ersichtlich, wenn der Vater die unterschiedlichen Wirkungsbereiche von Mutter und Tochter (den Arbeitsplatz, das Gymnasium oder den Schwimmverein) wiederholt als deren ‚Welten‘ bezeichnet,²¹ in denen er selbst, wie er betont, nichts verloren habe. Das Verhältnis dieser unterschiedlichen ‚Welten‘ zueinander wird zwischen den Figuren stets auch affektiv ausgehandelt, wie sich entlang der wiederholt geäußerten Schuldgefühle der Tochter exemplarisch zeigt. Gleich mehrfach bittet der Vater sie im Roman um Hilfe: „Du hast keine Zeit, mir ein wenig Deutsch beizubringen?“, fragt er sie „mit der größten Vorsicht, die seine Stimme noch aufbringen konnte“ (A, 128). Die Tochter versucht es zunächst, stellt dann aber fest, dass sie sich dabei schlechter auf ihre Hausaufgaben konzentrieren kann, und winkt ab – auch darin wird sie von ihrem Vater ausdrücklich bestärkt. Und trotzdem hat sie später „Schuldgefühle“ (A, 130):

Wir waren alleine hier. Jeder von uns war für den jeweils anderen verantwortlich, und ich war in der Verantwortung meinem Vater gegenüber gescheitert. Hätte ich auch nur einen Tag lang an jemanden anderen gedacht als an mich selbst, würde er vielleicht nicht die ganze Nacht aufbleiben und in den Computer starren. Wäre ich selbstloser gewesen, hätte er vielleicht die Sprache gelernt, Freunde gefunden, ein Hobby, einen Beruf, einen Sinn. Ich schämte mich. (A, 129)

Die kollektive Verantwortlichkeit für Integration und Teilhabe wird von der Erzählerin als individuelle Verantwortung für ihren Vater gedeutet und erfahren. Dass sie meint, dieser Verantwortung nicht gerecht geworden zu sein, bringt jene Schuldgefühle hervor, die auch der Erzähler in *Herkunft* – auffällig ähnlich – artikuliert, wenn er sich als „egoistisches Fragment“ beschreibt, weil er sich nicht „um Familie und ihren Zusammenhalt“ gekümmert habe (H, 217). In beiden Fällen resultieren die Schuldgefühle aus dem Nebeneinander von sozialem Aufstieg und Abstieg – von verwehrter und ermöglichter gesellschaftlicher Teilhabe – und bleiben auch dort bestehen, wo Abstieg und Verwehrung auf Versäumnisse der Ein-

21 Vgl. A, 55, 173, 189 und 190.

wanderungspolitik zurückgeführt werden: „Ich fühlte mich schuldig für das, was ich hatte und er nicht. Lange dachte ich, ich könnte einen Teil dieser Schuld begleichen, indem ich ihn zumindest an meinem Leben teilhaben ließ“ (A, 187), erklärt die Erzählerin ihr Verhältnis zum Vater. Doch auch dieser Versuch muss scheitern – ihre Geschichten aus Schule und Alltag können die wahrgenommene Distanz nicht mehr verringern.²² „Was hat uns Österreich gekostet?“, fragt sie schließlich am Ende des Romans und zieht eine ernüchternde Bilanz: „Meinen Vater seine Stimme, meine Mutter ihre Lebendigkeit. Und mich? Meinen Vater“ (A, 202).

3 Postmigrantische Perspektivierungen autosozio biografischer Schreibweisen

Die untersuchten autofiktionalen Texte berichten von sozialen Aufstiegen – Stanišićs Erzähler wird erfolgreicher Schriftsteller, die Erzählerin von Toxische Pommes promovierte Juristin. In beiden Romanen werden diese Aufstiege allerdings in Anbetracht vorangegangener familiärer Abstiege formuliert und reflektiert. Die Gegenüberstellung der nach der gemeinsamen Fluchterfahrung jeweils unterschiedlich verlaufenden Wege der Erzähler:innen und ihrer Eltern – und die dadurch auch generationell determinierten Gegensätze – prägen diese beiden hier gemeinsam in den Blick genommenen Aufstiegserzählungen.

Wie die Herausgeber:innen des Bandes *Autosozio biographie. Poetik und Politik* in ihrer Einleitung hervorheben, ist das Sujet des Klassenwechsels nicht zwangsläufig an autosozio biografische Schreibweisen gebunden, geht in der Gegenwartsliteratur aber häufig mit solchen einher.²³ Auch die untersuchten Texte zeichnen sich durch eine Reihe von Merkmalen aus, die diesem *genre in the making*²⁴ bisher zugeschrieben worden sind. Die Darstellung individueller Lebenswege zielt in beiden Romanen auf ihre Anerkennung als Kollektiverfahrungen ab;²⁵ das zeigt sich etwa dort, wo Stanišićs Roman wiederholt auf die Lage anderer jugoslawischer Geflüchteter in den 1990er Jahren oder auch syrischer Geflüchteter auf der Balkanroute 2015 Bezug nimmt. Die Erzähler:innen treten – in der

²² Vgl. hierzu A, 187–188.

²³ Vgl. Eva Blome, Philipp Lammers und Sarah Seidel, Zur Poetik und Politik der Autosozio biographie. Eine Einführung, in: Autosozio biographie. Poetik und Politik, hg. von dens., Berlin 2022, 1–14, hier: 5.

²⁴ Vgl. Blome, Lammers und Seidel, Zur Poetik und Politik der Autosozio biographie, 1.

²⁵ Zur Problematik dieses Anspruchs vgl. Carlos Spoerhase, Politik der Form. Autosozio biographie als Gesellschaftsanalyse, in: Merkur 71 (2017), H. 818, 27–37.

charakteristischen Dopplung einer erworbenen Distanz und noch vorhandenen Nähe²⁶ – als Übersetzer:innen (in diesen mehrsprachigen Texten dies oft auch im wörtlichen Sinne) und Vermittler:innen eines ihrer Leserschaft – vermeintlich – weniger vertrauten (migrantischen) Milieus auf, welches sie dezidiert auch unter klassenanalytischen Gesichtspunkten in den Blick nehmen. Ferner werden besagte Klassen- und Herkunftsverhältnisse – wie Eva Blome es für autosoziohistorische Texte herausgearbeitet hat²⁷ – auch in diesen beiden Romanen ausdrücklich als Generationenverhältnisse verhandelt: *Herkunft* beschreibt sich als ein „Selbstportrait mit Ahnen“ (H, 50) und auch *Ein schönes Ausländerkind* ist, zu jeweils gleichen Anteilen, ein Roman über das Kind und seine Eltern. Nicht zuletzt geht mit den Erzählungen dieser sozialen Aufstiege auch ein charakteristisches Affektrepertoire einher – darunter auch die aufstiegsspezifische Scham –, welches das Verhältnis der Erzähler:innen zu ihren Herkunftsmilieus sowie zur Klassengesellschaft konstituiert und auszeichnet.²⁸

Entlang dieser Übereinstimmungen lässt sich in beiden Romanen eine deutliche Nähe zu autosoziohistorischen Schreibweisen erkennen – wenn nicht gar ihre unmittelbare Anwendung feststellen. Gerade dort aber, wo die Lebenswege der Erzähler:innen und ihrer Familien von Erfahrungen der Flucht und Migration geprägt sind, treten Unterschiede zutage, welche die postmigrantische Perspektivierung dieser Schreibweisen in den untersuchten Texten anzeigen. So fällt die qua Bildung erworbene Distanz zum Herkunftsmilieu in beiden Texten geringer aus: In Anbetracht der Akademikerkinder auf ihrer neuen Schule hält die Erzählerin in *Ein schönes Ausländerkind* (nicht ohne kritischen Unterton) fest, dass sie „in Wirklichkeit auch eines von ihnen war“ (A, 105), wenngleich besagte Akademikerkinder das nicht wahrhaben wollen;²⁹ und auch der Erzähler in *Herkunft* ruft die akademische Ausbildung seiner Eltern wiederholt in Erinnerung. Umso deutlicher fällt vor diesem Hintergrund allerdings die im Abstieg der Eltern deutlich werdende soziale Distanz aus, die sich in ihren unterschiedlichen Möglichkeiten gesellschaftlicher Teilhabe (bis hin zu ihrer vollständigen Verwehrung im Akt der Abschiebung) äußert. Dieses Nebeneinander von Aufstieg und Abstieg lässt in den untersuchten Texten eine postmigrantische Perspektivierung sozialer Aufstiegsnarrative erkennen und geht mit der Artikulation und Reflexion spezifischer

²⁶ Zu Distanz und Nähe als Indizes der Autosoziohistorie vgl. den Beitrag von Friederike Schruhl-Hildebrand in diesem Band.

²⁷ Vgl. Blome, Rückkehr zur Herkunft, 549–552.

²⁸ Zur Verbindung von Affekt und Klassenerzählung vgl. die Einleitung in diesem Band sowie Blome, Lammers und Seidel, Zur Poetik und Politik der Autosoziohistorie, 5–6.

²⁹ „Hier waren Ausländer nicht Akademiker“ (A, 105), lautet die entsprechende Erklärung.

aus diesen Gegensätzen erwachsener Schuldgefühle einher. In der Darstellung dieser Schuldgefühle weisen die beiden Romane schließlich vor allem die Schwere einer kollektiven Integrationsverantwortung aus, die sich als vermeintlich individuelle Verantwortung auf die Schultern ihrer Erzähler:innen legt.

Literatur

Primärliteratur

Smechowski, Emilia: *Wir Strebermigranten*, München 2017.

Stanišić, Saša: *Herkunft*, München 2019.

Stanišić, Saša: *Möchte die Witwe angesprochen werden*, platziert sie auf dem Grab die Gießkanne mit dem Ausguss nach vorne, München 2024.

Toxische Pommes: Ein schönes Ausländerkind, Wien 2024.

Sekundärliteratur

Blome, Eva: Rückkehr zur Herkunft. Autozoziobiografien erzählen von der Klassengesellschaft, in: *Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 94 (2020), H. 3, 541–571.

Blome, Eva, Philipp Lammers und Sarah Seidel: Zur Poetik und Politik der Autozoziobiographie. Eine Einführung, in: *Autozoziobiographie. Poetik und Politik*, hg. von dens., Berlin 2022, 1–14.

Brügger, Nadine A.: Sie nennt sich ‚Toxische Pommes‘, schießt schnell und denkt lange nach, in: *Neue Zürcher Zeitung*, 25.07.2024, 30.

Hauk, Matthias: *Postjugoslawische Reisen in der deutschsprachigen Literatur. Studien zu Erzähltexten von Peter Handke, Saša Stanišić, Jagoda Marinić und Marko Dinić*, Berlin und Boston 2025.

Hodaie, Nazli, und Michael Hofmann (Hg.): *Postmigrantische Literatur. Grundlagen, Analysen, Positionen*, Berlin 2024.

Klueppel, Joscha: Emotionale Landschaften der Migration. Von unsichtbaren Grenzen, Nicht-Ankommen und dem Tod in Stanišićs *Herkunft* und Varatharajahs *Vor der Zunahme der Zeichen*, in: *Transit* 12 (2020), H. 2, 1–22.

Neumann, Michael, und Marcus Twellmann: Einleitung: Postmigrantische Perspektiven in der Peripherie, in: *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der Deutschen Literatur* 48 (2023), H. 2, 379–397.

Penke, Niels: Im Drachenhort. Schreibverfahren der Fantasy bei Saša Stanišić, in: Saša Stanišić. *Poetologie und Werkpolitik*, hg. von Katja Holweck und Amelie Meister, Berlin und Boston 2023, 33–46.

Romanowski, Susanne: Wie man (nicht) dazugehört, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 17.03.2024, 36.

Rutka, Anna: ‚Herkunft ist Zufall‘. Zu offenen Herkunfts- und Heimatkonzepten in der Literatur der deutschen postmigrantischen Generation, in: *German Life and Letters* 75 (2022), H. 4, 554–573.

Schramm, Moritz: Jenseits der binären Logik. Postmigrantische Perspektiven für die Literatur- und Kulturwissenschaft, in: *Postmigrantische Perspektiven. Ordnungssysteme, Repräsentationen, Kritik*, hg. von Naika Foroutan, Julia Karakayalı und Riem Spielhaus, Frankfurt a. M. 2018, 83–96.

Spoerhase, Carlos: Politik der Form. Autozoziobiografie als Gesellschaftsanalyse, in: *Merkur* 71 (2017), H. 818, 27–37.

- Spoerhase, Carlos: Literarische Besteckszenen. Über den sozialen Aufstieg mit Messer und Gabel, in: *Merkur* 78 (2024), H. 897, 66–74.
- Struck, Christian: ‚Es sind nur Worte‘. Das beiläufige Erzählen von Saša Stanišić zwischen kriegerischem Ernst und entwaffnender Ehrlichkeit in *Herkunft*, in: Saša Stanišić. *Poetologie und Werkpolitik*, hg. von Katja Holweck und Amelie Meister, Berlin und Boston 2023, 93–114.
- Zimmermann, Yvonne: ‚Woher kommst Du?‘ Antwortversuche in Saša Stanišićs Roman *Herkunft* (2019), in: *Feminist Circulations between East and West. Feministische Zirkulationen zwischen Ost und West*, hg. von Annette Bühler-Dietrich, Berlin 2020, 239–258.

